Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 30 (1940)

Heft: 10

Artikel: Die Glasmalerei

Autor: Strahm, H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638813

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schöne Sundig mit mym Schat im Dälsbärg-Stedtli ume, und ebchumen amene Huseggen ungfinnet em Divisionär. Stäckelatärnetöri, was föll i jehen o? Frih isch gäng wohl scharpfe. Söll i jetze nume der Gr ... eh, Chopf trähje? — söll i der Schatz abhäichen u salütiere? — oder sött i ächt am And, wil es Frigen isch, mälde? Was mäldet men uberhoupt i mene set= tige Fall?

Die Sach bet preffiert. Der erst Gidanten isch füra no gäng der best, hani mer gseit — u trähje der Chopf hüstume, daß es mer schier öppis wie ne Häxeschutz het ggab im Ade. Gertsch Fritz het da energisch Grueß schon "sachlich" abgnoh, un um d'Muleggen ume het es ihm es Gymmeli zwizeret. Er wird öppe däicht ha: "Ehrliches Brautpaar vom Lande" — u das het ia gstimmt.

Also das wär es o nid gsi. Aber halt — vilicht denn 3'Solo= thurn, i mene Lazarett, wo mer der Houpme het ngscherpft, i föll es Oug uf en Abwart ha; dä tüej mit Schyn gäng hinger= düre de Patiante Roufzüg, Limonade, un allwäg no herteri Ruftig zueche ... das mües ufhöre, un i föll jehe luegen ob i ne einisch "auf frischer Tat" conn erwütsche; de wöll me de däm Mäneli der Ringgen ptue. Ig nid fuul, u d'Ougen u d'Ohre glvist. U richtig, scho z'mornderisch louffen i grad schön derzue, wie vo däm Gonterbandeguet zu mene Gangfänster nnechunnt. Subito schryben ig e Rapport u gibe nen ab. Es geit nid lang, 10 chunnt der Houpmen u nimmt mi mit — i d'Abwartwohnig. Uls Züge, zum Verhör.

Der Abwart het tüür u heilig bhouptet, a der ganze Gschicht ing e kes wahrs Wort. Fragt mi der Houpme, wo de die Tätle lygi, wo das Zügs ubercho heige. Tummerwys hani feine vonne gehennt, u ha mer o ihri Gsichter wyters nid gmerkt gha. I stagglen öppis, du seit d'Frou Abwart: "Es isch halt truurig, no so jung, dä Korporal, u scho so verloge!" Der Houpme het ds Berhör abbroche. Duffe seit er e chly mutz: "Wei de die Gschicht no chly beffer erläse. So wien i's aluege, syt nid dir der Lugner . . . " Erläsen isch du zwar nütmeh worde — un i bi dagstange mit mym Pflaster.

Aber das isch es o nid gsi. Kächt gha han i ja einewäg, we mer scho der Schut hingerusen isch. Nei, da wär es de allwä scho ehnder die Gschicht, wo mi es paar Achtedryfiger hei wöllen abschwarte. Festi, gchnocheti Purebueben u Chnächte; ropouzige Züüg. Mir sy denn mit den Achtedryßger zäme z'Dälsbärg gsi. Ei Aabe leiftet sech eine vo üsne Korpisse der Sport, i der Halb= fysteri uf der Gaß Füslen azräble, wo ne nid grüeßt hei. Dum= merwys het dä e chly mir ggliche. U richtig, 3'mornderisch oder so chüschelet es ungereinisch um mi ume, da so imenen abglägene Bäßli: "Das isch ne, das isch nel" u drufabe bei sie ganz lut u protig ufbegährt: "So, isch ne jete das, da himutruurig Föhu, wo d'Tätlen aräblet un ufschrybt, wo ne nid sälüdiere?" I ha der Dewang gnoh, was gisch was hesch ... süsch hätt i de chönne mym uberyfrige Ramerad sy Suppen usäffe.

Chugelig gnue - u doch, wen i mer's uberlege, bin i einisch no dümmer drinne gsi. Im Sächzähni, denn bim Abverdiene. I bi Materialforpis gsi u ha all Namittag am Bieri im Bang uffe müeffe bruele: "Reparature!" Da chunnt e Regrut cho z'gnoppe: "Sie, Korperal, die chäibe Hose sn mer alliwil 3'durz. Sie rutsche mer immer über d'Schue ue, wänn ich d'Hoseschoner drüber bunde ha, und dann chumm ich Schnaps über vo eusem Korpis. Chönnt ich nüd anderi übercho?

"Jä nei, guete Ma, das geit nid", sägen i; "solang e Hose no ganzi isch, wird sie nid umtuuschet. Über däm cha me ja abhälfe." Mir fp grad muetterfeelenalleini gfi i dam myte Bang. I nime der Soldatehegel füren u machen e allerwälts Dreiangel i dä Hosebode. My Zürcher het mi agluegt wie nes Buebli, wo vo der Gotten e Hungschnitten uberchunnt ...

Aber jetze du der Materialverwalter! Der Herr Adjutant! Er het scho sowieso gang drygseh wie wen er jede, wo ne nume chly zwääris aluegt, wett mit sym länge, drahtnagelspige Schnouz ufgable. Won er die gichanteti hofe gfeht, fp fpner Duge tigergrüen worde. "Wo chunnt da Schranz har?" het er ba Regrut agschnaauet. I ha dam Böffi wöllen e Düt gah, ar föll fäge: im Bald, oder: bim Axiziere, oder öppis dertdüre. Aber wo da die tigergruenen Duge gfeht, laht er fps ganze Guraaschi la fahre, wird chlyner u chlyner prezys wie nen agstochne Luftballon us em Waarehuus u mürmt: "De Korporal hät en vori gmacht mit em Hegel."

Heilige Sebastian! Der Drahtnagelschnouz isch no greder usegstange. Die tigergrüenen Duge hei e Stich i de Gäälen ubercho. I bi dagstange wie wen i ds Il un alls verschüttet hätt. Der Adjutant he no zweu, drümal vom einte zum angere gluegt. Derna het er däm Zürijungling d'Bei gmäße, het von ere Bygi Hose die obersti abegnoh, e chly visidiert — u se dernah em Regrut zuebängglet. Dä isch gottesroh gsi, het er abchönne. I bi no blivbe stab. "Jet chunnt's!" het alls i mir inne

gschlotteret.

Unger de grüenen Duge chunnt es nschchalt füre: "Wänd Sie sust no näimis?"

"Nei — hüt nid!" brösmen i füre.

"Hmfhm! abträtte!" — Ig rächtsumkehrt u hüdü, ab de Schiene!

"Abmälde nit vergäße!" rüeft er mer nache. A das hani i mpr Freud nidmeh däicht gha.

Die Glasmalerei

Von Dr. H. Strahm

Die Glasmalerei ift die Kunst, bemalte farbige Glasstücke durch Bleifassungen aneinanderzufügen und so zu Bildern und Ornamenten zusammenzusetzen.

Die Kunst der Glasmalerei ist das einzige Gewerbe, das typisch schweizerisch ist und als solches im Ausland hohe Anerkennung fand, weil es, besonders zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts alle anderen bei weitem überragte. Heute findet man in vielen Museen des Auslandes schweizerische Glasmalereien, und es ist immer eine besondere Freude, wenn man die vertrauten Wappenschilder bernischer Herrschaften oder Geschlechter in Paris, Dijon, Berlin oder München begegnet.

Man hört soviel vom hohen Wert dieser Glasmalereien in unferen Kirchen und Museen, aber nur selten weiß man eigent= lich genaueres darüber. Man glaubt wohl, daß sie sehr wertvoll seien, weiß aber eigentlich nicht warum. Es ist hierbei wie bei

vielen Dingen der Runft: fie laffen einem fühl, wenn man ihre Entstehungsweise, ihre Geschichte, ihre Eigenart, - furz, wenn man sie in ihren Zusammenhängen nicht kennt und in ihrer Bedeutung nicht erfaßt hat. Sie offenbaren ihre Schönheit erft dem liebevollen Betrachten. Daber find vielleicht einige Erläuterungen über Glas und Glasmalerei nicht ohne Nugen.

Die

herstellung von Glas

ift eine Erfindung der Agnpter. In einem ägnptischen Grab hat man eine Glasperle als Schmudftud gefunden, deren Alter man auf 5400 Jahre schätt. Auch gefärbtes Glas wußten die Agnpter schon sehr früh herzustellen. Buntgestreifte oder mit mosaitartigen Berzierungen versehene Glasscherben in höchster technischer Vollendung kannten fie bereits um 1500 v. Chr. Später übernahmen die Römer die Technif der Glasbereitung, nachdem um Chrifti Geburt die Phönizier die Glasbläserei entdeckt und ihre Produkte, kleine Vasen und Gefäße für Bassam und Essenzen, über weite Teile des Orients verbreitet hatten. War bei den Agyptern und Phöniziern das Glas noch ein sehr teurer Schmud- und Kunstgegenstand, so wurde es bei den Römern bereits Material des täglichen Gebrauchs. Schon im ersten Jahrhundert vor Christi Geburt zierten Glasgesäße neben den goldenen und silbernen Bechern die Tasel der Vornehmen, und schon damals gab es in den Städten des Römerreiches

Fenftericheiben aus Blas.

Man hat solche aus Gußglas angesertigte Fensterscheiben in einer Größe von 30:60 cm noch ganz unversehrt erhalten aufgesunden und in Pompeji gab es sogar Fenster in einer Größe von 70:100 cm, die aus einer einzigen Glasscheibe von 1,3 cm Dicke bestanden. Reste von Glassenstern hat man auch in römischen Niederlassungen in der Schweiz nicht selten gefunden, und gläserne Schmucktücke, Kinge und Spangen gehören in unserer Gegend zu den häufigen Grabfunden der vorrömischen Keltenzeit (Latènezeit 400—50 v. Chr.)

Die

Färbemittel

find feit dem Altertum bis heute diefelben geblieben, im all= gemeinen dieselben, wie man fie auch für die farbigen Glasuren der Tonwaren anwendet. Durch Zusat von gewissen Mineralien in den Glasfluß erhielt man grünes, blaues, rotes, braunrotes, violettes, gelbes und schwarzes Glas (Eisenorndul ergab Grün, Robalt Blau, Rupfer Rot, Eisenornd Braunrot, Mangan Biolett, Chrom, Antimon und Uran grüne, gelbe und Orange-Töne; eisenhaltiger Braunftein färbte den Glasfluß schwarz). Daneben kannten die Römer noch Färbungen, die den späteren Zeiten verloren gingen und die man erst in neuester Zeit wieder nach= gemacht hat, wie das fog. Obsidianglas, ein nicht durchscheinendes Glas von blutroter Farbe, das zu Speisegeschirren verwenbet murde, - fodann die durch Einbrennen von echtem Blattgold verzierten Goldgläser, und die föstlichen durch Verbindungen von Metallen mit harzen bei leichter Rotglut hervorge= brachten metallischen Reflege auf Gläsern, - ferner die berühmten murrinischen Gefäße, die aus einer weiß und rotgeflecten Milchglasmaffe hergestellt wurden und einen wundervollen opalifierenden Glanz zeigten. Für einen solchen aus Usien stammenden murrinischen Trinkbecher soll Raiser Nero 300 Talente (annähernd eine Million Franken) bezahlt haben.

Die Kenntnis der Glasfabrikation ist nicht, wie man dies früher geglaubt hat, mit dem Römertum untergegangen. Sie ist vielmehr, wenn auch wie vieles andere in vergröberter Form im

frühen Mittelalter

fortgesett worden. Glasperlen und sonstiger Glasfluß murden nicht selten zum Schmud von Reliquientäften, Bucheinbänden, Wehrgehängen, Fibeln, Ohrringen usw. verwendet. Dem allgemeinen, bäuerlichen Rulturniveau des Mittelalters entspre= chend, waren aber die Erzeugnisse des Glasgewerbes viel ein= facher und plumper als in der verfeinerten Stadtkultur der Römerzeit. Obwohl wir bereits aus literarischen Quellen des 5. Jahrhunderts Glasfenster in Rirchen kennen und beispielsweise im Rlofter St. Gallen die Rirche und die Schreibstube schon im 9. Jahrhundert mit Glasfenstern versehen waren, und in einem zwischen 871 und 876 verfaßten Bedicht der St. Baller Mönch Ratpert die farbenstrahlenden Fenster der Fraumunsterkirche zu Zürich erwähnt, müffen wir annehmen, daß die Fenfter von Kirchen und Wohnungen im allgemeinen nur mit Tüchern oder mit in Rahmen gespannten Pergamenthäuten abgedichtet waren. Glasfenfter aus jener frühen Zeit find uns feine mehr erhalten, da das alte Glas als wertvoller Rohstoff immer wieder umgeschmolzen murde, wenn es zerbrochen oder durch Neubau als veraltet ersett werden mußte.

Farbloses Glas war viel schwieriger zu erzeugen als farbiges. Auch konnte man flaches Glas nur in verhältnismäßig kleinen Stücken herstellen. Dies führte von selbst dazu, daß man diese kleinen, verschiedenfarbigen Stücke mit Bleisassungen nach bestimmten ornamentalen Mustern zusammensetzte. Indessen war es noch ein großer Schritt von den einsachen, mosaikartig zusammengesetzten vorwiegend ornamentalen Glassenstern zur eigentlichen

Glasmalerei.

Sie wurde erst ermöglicht als es gelang eine Farbe zu finden, die sich dauerhaft mit dem Glase verband, ähnlich wie die Glasur auf dem gebrannten Töpsergeschirr. Wie soviele technische Entdeckungen werden wir auch diese wahrscheinlich der Goldmacherkunst oder der Alchemie, dem Suchen nach dem Stein der Weisen, der durch seine Berührung alles zu Gold verwandeln und ewige Jugend bescheren soll, zu verdanken haben. Diese Farbe ist das

Schwarzlot,

eine Mischung von Rupferoryd, grünem und blauem Glaspulver. Diese Entdeckung gelang vermutlich einem Geistlichen, der um das Jahr 1000 lebte. Ein deutscher Mönch aus dem 12. Jahrhundert, namens Theophilus, der uns die älteste schriftliche Abhandlung über Glasmalerei hinterlassen hat, nennt die Franzosen als besonders in dieser Runst erfahren, aber es ist heute noch nicht entschieden, wo die ersten Ansänge zu suchen sind.

Das Schwarzlot wurde mit einem Lösungsmittel (ursprünglich Wein, später Waffer oder Terpentin) zu einer Fluffigkeit angerührt und mittels Binfel auf die Glasstücke aufgetragen. Die folderart bemalten Blasftude murden fodann in einem Schmelzofen erhitt, wobei sich das Schwarzlot als dinne schwarze Schicht, ähnlich der Glasur bei den Töpferwaren, dauerhaft mit der Oberfläche des Glases verbindet. So konnte man mittels des Schwarzlots auf den farbigen Gläfern Detailzeichnungen, Konturen und Ornamente anbringen und diese Stücke mit Bleifaffungen zu eigentlichen Gemälden gusammenfegen. Eines der schönften und altesten noch erhaltenen Blasgemälde ift ein Marienbild aus dem Ende des 11. oder Anfang des 12. Jahrhunderts, das früher in der St. Jakobskirche zu Flums war und sich nunmehr im Schweiz. Landesmuseum befindet. Aus dem 13. Jahrhundert stammen die Glasmalereien im Kloster Wettingen (um 1256), vorwiegend ornamentale Darstellungen, mit vier Rosetten, in denen die Bilder Christi und der Maria gemalt sind. Zu den interessantesten Glasmalereien dieser Epoche gehören unstreitig die ursprünglich 61 Bilder in der berühmten Rosette der Kathedrale von Lausanne (um 1270). 40 davon find noch erhalten. Bilber aus der biblischen Geschichte wechseln in bunter Reihe mit antifen Motiven, Allegorien der Monate, der Jahreszeiten, der vier Elemente, den Tierfreis= zeichen, der Winde usw. Es find dies Bildguflen von überraschender Reichhaltigkeit der Motive und Formen.

Um 1300 werden die Glasmalereien in den Kirchen von Münchenbuchsee, Köniz und Blumenstein entstanden sein, die nun erstmals bereits

Wappendarstellungen

enthalten, die später zu einem Hauptelement der Glasmalerei werden. Gleichzeitig erfennt man in ihnen den bereits vollzogenen deutlichen Übergang vom romanischen zum gotischen Stil

Auch die Technik hatte sich verseinert. Waren die Gläser der früheren Epoche noch ungleich dich, klein und voll technischer Unvollkommenheiten, die aber gerade dadurch den Bildern einen besonderen Reiz vermittelten, so gelang es nunmehr auch bereits größere Glastaseln in gleichmäßigerer Qualität herzuskellen. Sodann entdeckte man eine neue, ähnlich wie das Schwarzlot zu verwendende Austragsarbe, eine Mischung von gebranntem Ocker und schweselsaurem Silber:

das Silbergelb.

Bildete aber das Schwarzlot gleichsam eine neue dünne Glassschicht, ähnlich der Glasur, so bewirkte das Silbergelb im Gegensah dazu gewissermaßen eine Ahung des Glases, indem es sich (Kortsehung Seite 259)



Die älteste schweizerische Glasmalerei: Marienbild aus der St. Jakobskirche in Flums, jetzt Landesmuseum Zürich.

Die Glasmalerei

Eine der schönsten Glasmalereien überhaupt! Bernischer Bannerherr mit den Wappen der 25 alten bernischen Aemter, nämlich v. links nach rechts in folgender Reihenfolge: Wangen, Aigle, Erlach, Trachselwald, Aeschi, Unterseen, Interlaken, Frutigen, Hasli, Niedersiebental, Obersiebental, Burgdorf, Lenzburg, Thun, Zofingen, Aarau, Brugg, Laupen, Büren, Aarburg, Nidau, Aarwangen, Huttwil, Wiedlisbach und Aarberg. Der Bannerherr mit dem Bernbanner repräsentierte die Staatsmacht des alten Bern. Entstanden ist die Scheibe um 1510. Sie wird dem wohl besten bernischen Glasmaler Lukas Schwarz zugewiesen.





Zwei monumentale Wappenscheiben im Hochfenster des Chors des Berner Münsters. Sie sind in Einzelheiten äusserst einfach gehalten und verdanken ihre prächtige Wirkung auf die Ferne ebensosehr dem ausnehmend harmonischen Farbenglanz ihrer grossen Flächen

wie der wundervollen heraldischen Raumaufteilung. Es sind die zwischen 1501 und 1507 entstandenen Wappenscheiben des Rudolf von Erlach und seiner Gemahlin Barbara von Scharnachtal. Sie werden der Werkstatt Urs Werders, des Vorläufers von Lukas Schwarz, zu-

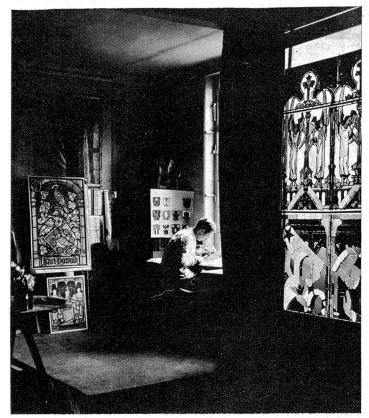


geschrieben. Trotz ihrer teilweise starken Beschädigungen haben sie nur wenig von ihrer glanzvollen Wirkung eingebüßt. Sie gehören zu den besten Erzeugnissen des monumentalen heraldischen Stils in der Glasmalerei.



Der Entwurf zum Glasgemälde wird auf Cartons aufgezeichnet. Nach diesen Cartons werden Schablonen geschnitten, die als Vorlagen für die Gläser dienen.

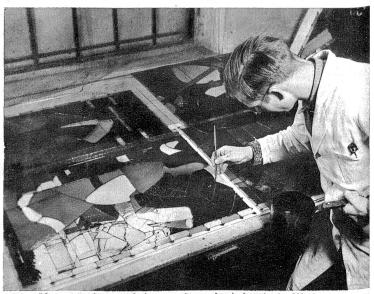
Wie ein Glasgemälde entsteht



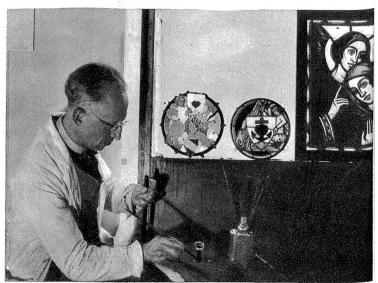
Die Zeichnung wird mit Schwarzlot aufgetragen. Rechts sieht man oben eine bemalte, unten eine unbemalte Scheibe.



Etwas vom Wichtigsten ist die Auswahl des Glases. Es muss in Farbe und Glanz der Vorlage entsprechen und sich harmonisch in das Gesamtbild einfügen. Besonders bemerkenswert ist, dass die Farben bei durchstrahlendem Licht andere Werte aufweisen, wie in auffallendem. Einzelne Farben lassen mehr Licht durch als andere, sie "überstrahlen". Dies muss bei der Komposition der Gemälde berücksichtigt werden.



Die Gläser werden geschnitten und provisorisch mittels Wachs zusammengefügt um hernach in durchscheinendem Licht bemalt zu werden.



Die Glasmalerei erfordert eine sichere Hand und ausgeprägten Sinn für gute, dekorative und malerische Fernwirkung der Detailzeichnung. Man beachte die unbemalte runde Scheibe links und die bemalte rechts



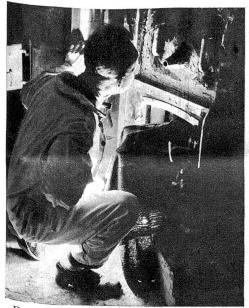
Die bemalten Gläser werden auf Gussplatten aufgelegt, die mit Kreidemehl bestreut sind, damit sich die Glasstücke beim Weichwerden im Ofen nicht festkleben.



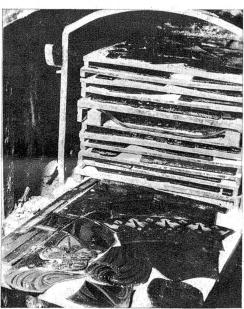
Die Gussplatten werden in den Muffelofen eingelegt. Der Ofen wird zuerst vorgewärmt.



Die Ofenture wird sorgfältig verschlossen und mit Lehm abgedichtet. Mit Holzfeuerung wird er allmählich auf eine Temperatur von ca. 650—700 Grad gebracht.



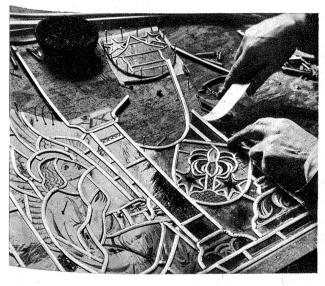
Durch ein Guckfenster muss die Temperatur beständig kontrolliert werden, damit das Glas nicht etwa zu weich wird und schmilzt. Nach eintägiger sorgfältiger Abkühlung (damit das Glas nicht "abgeschreckt" wird und springt), kann der Ofen geöffnet werden.



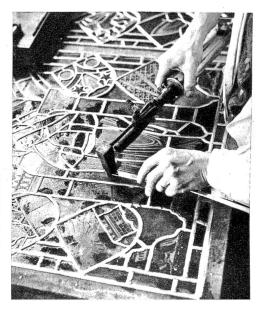
Vor der mittelsten Gussplatte erkennt man einen gebogenen Stab; es ist dies der "Wächter", an welchem man die Temperatur im Ofen während des Brandes kontrollieren kann. Er wird in der Hitze weich; je mehr er sich durchbiegt, umso höher ist die Temperatur.



Bei ca. 650—700 Grad verbindet sich das Schwarzlot, die aufgemalte Farbe, mit dem Glas. Es ist aber sehr darauf zu achten, dass dabei das Glas, das bei ca. 1200 Grad schmilzt, nicht zu weich wird.

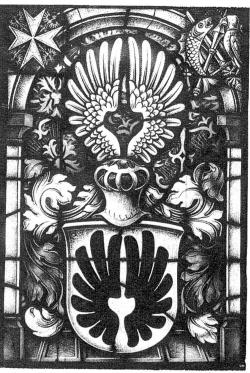


Nach der Abkühlung werden die gebrannten Stücke wieder auf die Scheibenrisse gelegt und können dann mit Bleiruten eingefasst und zusammengefügt werden. Schliesslich werden die Verbindungsstellen der Bleiruten mit Zinn zusammengelötet und das Glasgemälde ist zum Einsetzen bereit.





Wappenscheibe, Entwurf und Ausführung von Louis Halter. Der Löwe symbolisiert das Christentum (Anlehnung an den Namen Christen).



Das Hallwyl-Wappen für das Berner Münster, in Anlehnung an den alten Stil um 1500. Entwurf und Ausführung von Louis Halter 1932.



Wappenscheibe Christen. Der Erzengel Michael, der Streiter des Christen als Schildhalter. Entwurf und Ausführung Louis Halter 1935.



Laupenscheibe von Louis Halter im strengen heraldischen Stil. In der Mitte die kniende Gestalt des Ritters Rudolf von Erlach mit dem Bernbanner. Zu seiner Rechten sein Schild und darüber im Hintergrund das Schloss Laupen. Der Grund ist damasciert mit grünem Lindenlaubwerk, in Anlehnung ar das Laupener Wappen. Wehr und Rüstung der beiden Figuren entsprechen den zeitgenössischen Darstellungen. Die Scheibe besteht aus 131 Stücken. Sie bildet eines der allerwertvollsten künstlerischen Erinnerungstücke an die Laupenfeier des vergangenen Jahres.

beim Brennen direft mit der Glassubstanz verband, in den Glastörper einsinterte. Durch übermalen von blauem Glas mit Silbergelb wurde so ein neues, prächtig wirkendes Grün erzeugt. Damit wurde es möglich auf dem gleichen Stücke Glas, ohne Unterteilung durch Bleifassungen, drei verschiedene Farben anzubringen: weiß, schwarz und gelb, — oder blau, schwarz und grün.

Immerhin war die Zahl der Farben doch noch einigermaßen beschränkt. Wan kannte vor allem noch keine Nuancen innerhalb desselben Farbtones, da die Mineralzusätze immer dieselben Grundtöne ergaben. Solche in der Schmelzmasse gefärbten Gläser nennt man

Süttengläfer.

Allerdings konnte man auch hellere Töne hervorbringen, indem man die Gläfer nur sehr dünn ansertigte. Dadurch wurden sie iedoch leicht zerbrechlich und das ganze Glasgemälde ungleichsartig. Dies führte zu der Entdeckung, solche dünnen Gläfer auf dickere Stücke aufzuschmelzen, damit ihre Bruchfestigkeit den anderen ebenbürtig werde. Diese neue Technik nannte man "übersangen" und die so hergestellten Gläser

überfangaläfer.

Auf diese Weise gelang es, ein helles Kot herzustellen, was besonders begehrt war. Ferner ließen sich durch solche Doppelschichtgläser mit Leichtigkeit neue Töne von Blau, vor allem das zarte Blaßblau, herstellen. Das überfangen von Kot mit Blau ergab Purpur, und dasjenige von Blau mit Kot Violett. Man erkennt ohne weiteres, daß sich durch die Kunst des überfangens sast beliebig viele Farbtöne darstellen ließen.

Durch einen weiteren Kunstgriff gelangte man dazu, beispielsweise den roten überfang mittels Quarzsand

auszuschleifen,

sodaß der farblose Grund des weißen Glases zutage trat. Dieser weiße Grund konnte nun so belassen oder aber wieder mit einer neuen Auftragsfarbe bemalt werden. Kannte man ursprünglich als solche nur das Silbergelb, so gelang es im Berlause der Zeit auch Blau, Braun, Violett und Grün als Auftragsfarben berzustellen.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts lernte man erstmals auch den

Diamant

zum Schneiben des Glases zu brauchen, während man früher die Stücke mittels eines glühenden Eisens geschnitten hatte. Nunmehr konnte man fast mühelos genaue Formen einhalten, während man früher die Zusallsbrüche, die es mit dem glühenden Eisen immer gab, mit oft störenden Bleifassungen hatte slicken müssen.

Dieser technischen Bollendung, die sich im Verlaufe des 14. und 15. Jahrhunderts allmählich herausbildete, entsprach nunmehr auch die viel größere Reichhaltigseit der fünstlerischen Formen der Zeichnung. Die strengen, symbolischen Formen der romanischen Kunst wurden abgelöst durch eine bewegtere, natürlichere Zeichnung. Immer mehr setzt sich eine realistische Darstellung durch, dis diese in der fast verwirrenden Formensülle der Renaissance eine kaum mehr zu überbietende höhe erlangte.

Auch nach stofslichen Gesichtspunkten läßt sich in der Folge der Jahrhunderte eine deutliche Entwicklung feststellen. Waren die Glasgemälde der ersten romanischen Zeit noch vorwiegend Heiligenbilder, die durch reichlich verwendete einsache, mosaikartige Ornamentik gerahmt oder begleitet sind, so wurden später auch die biblische Geschichte, Heiligenlegenden usw. in ganzen

Bilderfolgen

dargestellt. Zu den schönsten Erzeugnissen dieser Art firchlicher Glasmalerei gehören die prächtigen Chorsenster im Berner Münster, die nunmehr abgenommen und bis in bessere Zeiten bombensicher verwahrt werden sollen. Sie sind seit ca. 1441 entstanden und stellen die reichsten und größten Werke dar, die in der Schweiz aus spätgotischer Zeit erhalten geblieben sind. Es

würde zu weit führen sie hier im einzelnen zu beschreiben; wir begnügen uns bloß zu erwähnen, was sie darstellen: die Leisdensgeschichte Christi, — Szenen aus dem Alten Testament, die solchen aus dem Neuen gegenübergestellt sind (das sog. Bibelsenster), — die Legende der Heiligen drei Könige und die Geschichte der sog. Hostienmühle, eine seltsam allegorische Darstellung des Wunders der Transsubstantiation, d. h. der Verwandlung des Abendmahlbrotes gemäß den herrschenden Vorstellungen und der katholischen Lehren des späteren Mittelalters.

Glücklicherweise blieben diese Fenster von den Bilderstürmen der Reformation verschont, vielleicht deswegen, weil sie ja nicht kultischen, sondern höchst praktischen Zwecken dienten: sie hielten Wind und Regen ab. Allerdings wissen wir nicht, wieviel trozdem damals zerschlagen wurden. Sicher ist, daß beispielsweise das 10,000-Ritter-Fenster nur noch in einzelnen, willkürlich zusammengesetzen Fragmenten vorhanden ist, wie auch die anderen einzelne Lücken aufweisen oder ganze Teile vermissen lassen.

Es war Brauch solche Fenster oder einzelne Teile in Kirchen zu schenken. Es ist ohne weiteres verständlich, daß sich der Schenkende dabei auch einigermaßen verewigen wollte. Daher entstand die Sitte, an den Glasmalereien

Wappen

anzubringen, ähnlich wie bei den von Zünften oder hervorragenden Familien gestifteten Kapellen, Altären usw. Bei der Borliebe für heraldischen Schmuck wurden seit dem 14. Jahrhundert solche Wappenscheiben immer häusiger. Im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts wurde es auch üblich, gemalte Fenster an bürgerlichen Bauten, an Katshäusern, Zunststuben, Schützenhäusern usw. anzubringen. Solche Scheiben, die in ihrem Format viel kleiner sind als die kirchlichen, nennt man

Rabinetticheiben.

In ihnen macht das Wappen oder die heraldische Darstellung die Hauptsache aus. Daneben entstehen in den oberen Feldern solcher Wappenscheiben immer ausgedehntere figürliche Ausschmückungen, Landschaften, Kriegsszenen, Historienbilder usw. Nachdem nach 1520 die Renaissace mit neuen Stoffen und realistischer Kunstauffassung eine fast verwirrende Fülle neuer figürlicher und ornamentaler Motive gebracht hatten, große Künstler wie Hans Holbein, Rissaus Wanuel und Urs Grafdurch ihre zahlreichen Entwürfe zu Scheiben das ihre zur Entwicklung der Glasmalerei beigetragen hatten, erreichte dieser Kunstzweig in den 40er Jahren des 16. Jahrhunderts seine höchste, nie mehr überbotene Blütezeit. Die Technif wurde virtuos und wußte sich aller überhaupt möglichen Feinheiten zu bedienen um die Glasscheiben zu hervorragenden Kunstwerfen zu gestalten.

Das Ende des 16. Jahrhunderts brachte mit der Barodzeit eine schwülstige überladenheit der Glasmalerei und zugleich einen Berfall der Technik. Die farbigen Gläser verschwanden. Mehr und mehr setzte sich die einfache Schwarzmalerei auf weißem Glase durch (sog. Grisaille-Malerei), die eine Berbilligung und zugleich Popularisierung der Erzeugnisse der Glasmalertunst zur Folge hatte. Sie fand im 18. Jahrhundert ihre Fortsetzung in der Mode der Schlifsschen, die bald in jedem wohlhabenden Bauernhaus zu finden waren. Für die alten Glasmalereien hatte jene Zeit keinen Sinn mehr. So sollen beispielsweise die köstlichen, wohl noch aus der romanischen Zeit stammenden Fenster des Fraumünsters in Zürich eingestampst und fässerweise zum Einschmelzen in die Glashütten geliesert worden sein!

Erst im 19. Jahrhundert lernte man die alten Glasmalereien wieder schätzen, nachdem fremde Sammler ihren Wert erfannt und Hunderte von kostbarsten Stücken um einen Spottpreis in ausländische Sammlungen und Wuseen gewandert waren.

Heute findet dieses edle Kunfthandwerk wieder mehr Berständnis und steigendes Ansehen.